Ulrich von Hutten als deutscher Schriftsteller.

Eine sprachgeschichtliche Betrachtung

von

C. Wernecke.

Über Hutten, sein Leben und seine Werke, wird sich ohne neue archivalische Forschungen und Funde nicht viel Neues mehr sagen lassen nach dem Erscheinen der beiden bekannten vortrefflichen Werke, der Biographie des Dichters von Strauſs und der Gesamtausgabe seiner Werke von Böcking. Aber gerade diese beiden Werke laden um so mehr zu genauerer Beschäftigung mit unserm Dichter ein, da sie das sonst so schwer zugängliche Material so bequem und übersichtlich zusammenstellen, wenn auch nur noch zu einer kleinen Nachlese Stoff übrig gelassen ist. So sei es nun der Zweck der nachfolgenden Zeilen, auch dem ferner Stehenden vorzuführen, wie der Poeta laureatus des Kaisers Maximilian in seinen spätern Jahren dazu gekommen ist, sich in seinen Werken seiner fast vergessenen und verachteten Muttersprache zu bedienen. Ich will, unter besonderer Berücksichtigung der Übergangszeit, zu schildern versuchen, welche Umstände hindernd oder fördernd eingriffen, und wie sich der auffällige Unterschied zwischen seinem deutschen und lateinischen Stil etwa erklären läſst.

Daſs Hutten der Gesinnung, seinem ganzen Denken und Fühlen nach ein durchaus deutscher Mann war, vielleicht sogar der deutscheste jener ganzen groſsen Reformationszeit, das bedarf keines Beweises, wohl aber bedarf es der Erklärung, warum er erst so spät auch in der Sprache ein Deutscher wurde.

Es ist doch für uns eine überaus befremdende und betrübende Erscheinung, daſs gerade der berufenste und eifrigste Vertreter und Verfechter des Deutschtums, der in dem damaligen Kampfe gegen Rom viel mehr den nationalen als den religiösen Standpunkt betont, in so krampfhafter und fast eigensinniger Weise an der fremden lateinischen Sprache als Ausdrucksmittel festhält. Aber für ihn war ja das Latein keine fremde Sprache. Er war eben ein echter Humanist, und ein solcher deutete schon durch seinen latinisierten oder græcisierten Namen an, daſs er sich als Mitbürger der alten Griechen und Römer fühlte. Oder könnte man etwa unter Namen wie Melanchthon, Crotus Rubianus, Capnio, Aesticampianus, Rhagius gute Deutsche vermuten, wenn man eben nur die Namen wüſste?

So natürlich für uns heute der Begriff der Muttersprache ist, so fremd war er damals, denn der wahrhaft gebildete Mann sprach und schrieb, ja dachte wohl auch in lateinischer Sprache; wenigstens haben wir beim Lesen Huttenscher Werke, namentlich der Briefe, vielfach den Eindruck, als seien seine Perioden nicht erst mühevoll in das fremde Idiom umgesetzt worden. Es war eben

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

für die deutsche Litteratur damals sozusagen die lateinische Periode. Fafste doch selbst ein Luther seine vertrauten Briefe meistens in lateinischer Sprache ab. Wie lange noch diese Bevorzugung der lateinischen Sprache bis in unsere Zeit hinein nachgewirkt hat, dafür diene als Beispiel die Stelle des so verdienstvollen Herausgebers unsers Hutten, wo er in der Einleitung auseinandersetzt, warum er seine Ausgabe mit lateinischer Vorrede und lateinischen Anmerkungen versehen habe: „Siquis tandem quare Germani scriptoris reliquiarum Germanus editor non Germanice scripserim ex me quaerat, hoc habeat responsum sibi: quamvis mihi quoque Germanice quam Latine scribere certe facilius cedat, Huttenum tamen pleraque sua Latine scripsisse, neque mihi Latinarum litterarum ignorantiam inter Germanicas quibus gloriemur dotes numerandam videri; atque ut non doctis solum ita nec ineruditis hoc exemplum offerri, quorum siquod est Huttenianorum librorum desiderium, qui expleant apud nos non deeruut: Graeca verba, non ita frequentia, pleraque fere omnia, cum inter nostrates multi qui Latina legere didiceruut illa parum intellegant, Latine in notis adscripsi".

Während wir nun auf der einen Seite nicht leugnen können, dafs es für die gesamte abendländische Kultur von ungeheurer Wichtigkeit war, dafs die gelehrte Entwickelung und wissenschaftliche Forschung durch das internationale Verkehrsmittel dieser Sprache aufserordentlich gefördert wurde, so müssen wir auf der andern Seite zugestehen, dafs es damals die höchste Zeit war, dafs die deutsche Sprache neu belebt wurde, wenn anders sie nicht ganz verkommen sollte. Denn gerade die, denen die Pflege und Weiterbildung derselben hätte obliegen sollen, thaten damals alles, was sie nur konnten, um sie zu unterdrücken. Geistliche, Lehrer und Gelehrte, alle waren einig im Kampfe gegen das barbarische Deutsch. Die so überaus charakteristischen Dunkelmännerbriefe zeigen uns so recht diese pedantischen Männer, die in ihrer Beschränktheit selbst das schlechteste Latein noch immer für unendlich besser halten, als gutes Deutsch. Und ihr Latein war doch wahrlich schlecht genug. Aber es war für sie eben die einzige Schranke, welche sie, die „geistig Vornehmen", von dem profanum vulgus trennte. Und so tief schon war diese Vorstellung von der unbedingten Herrschaft der lateinischen Sprache eingewurzelt, dafs solche bedeutenden und begeisterten Männer und auch so ein gewaltiger Anlafs wie die Reformation nötig war, um endlich diese Schranke zu durchbrechen.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf den Lebensgang unseres Ritters, so werden wir finden, dafs es uns nicht wunder nehmen darf, dafs er so völlig im Banne des Humanismus befangen war. Als 11jähriger Knabe kam er bereits, da er wegen seiner schwachen Körperbeschaffenheit für den geistlichen Stand bestimmt war, im Jahre 1499 in die Klosterschule nach Fulda. Dort wurde ihm sicher mit all den energischen Mitteln der damaligen Pädagogik das Latein eingebleut und das Deutsche abgewöhnt. Bei der aufserordentlichen Beanlagung, die unser Hutten schon damals zeigte, wie mehrfach Urteile von Zeitgenossen beweisen, wird er bald diese Sprache beherrscht haben, die ihm ohne Zweifel besser gefiel als seine harte, ungelenke fränkische Mundart. Bald aber behagte es ihm nicht mehr in der strengen und pedantischen Zucht der Klosterschule, wo noch obendrein die Aussicht ihn schreckte, auf immer in einem Kloster eingesperrt zu sein; und so entzog er sich kurz entschlossen dem lästigen Zwange durch die Flucht. Dann beginnt für ihn ein ruhe- und zügelloses Wanderleben auf deutschen Universitäten. Wir sehen ihn als echten Vaganten bald in Köln, bald in Greifswald, bald in Erfurt, bald in Wien; alsdann führt ihn sein Wissensdrang mehrmals nach der Heimat des Classicismus, nach Italien. Auf diesen Reisen finden wir ihn überall im innigen Verkehr mit allen Männern, die in damaligen Humanistenkreisen einen Namen hatten. Besonders mit den die lateinische Poesie vertretenden, wie Eobanus Hessus und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Crotus Rubianus, verband ihn sogar traute Freundschaft. Die Universität, die Wissenschaft und die Humanistenkreise sind jetzt seine Heimat, denn von der andern ist er verstofsen; sein Vater, erzürnt über die ihm unverständlichen Neigungen des Sohnes, hatte seine Hand von ihm abgezogen, die Stammburg Steckelburg war ihm verschlossen. Wir wollen jedoch sein Lebensbild hier nicht weiter zeichnen, da wir ja seine weitere Laufbahn als bekannt voraussetzen können, es sollte nur hier hervorgehoben werden, wie er, vom Vaterhause und der ursprünglichen Muttersprache losgelöst, sich in seinen eigentlichen Entwickelungsjahren fast ausschliefslich in lateinisch sprechenden Kreisen bewegte. Wie tief alsbald dies lateinische Wesen bei ihm eingedrungen war, beweisen seine Klagen gegen die Lötze. Dieses echt Huttensche Werk, in dem er sich gegen die an ihm verübten Grausamkeiten jener Männer beklagt, durch das er bei allen Leuten Hafs gegen sie erwecken will, ist lateinisch geschrieben. Nur so glaubte er dem Büchlein die nötige Verbreitung sichern zu können. Gelesen sollte es werden in Pommern und Norddeutschland, gedruckt war es in Frankfurt an der Oder, und er sprach fränkisch. Das hätte man sicher in jenen Gegenden, wo damals das Plattdeutsche herrschte, nur mit gröfserer Mühe lesen können als sein Latein.

Ferner, als er von seiner Familie beauftragt wurde, die That des Herzogs Ulrich, der einen Hutten mit eigener Hand ermordet hatte, öffentlich an den Pranger zu stellen und Kaiser und Reich aufzurufen gegen den gekrönten Mörder, auch da sind es lateinische und zwar mit allen Hilfsmitteln Ciceronianischer Rhetorik ausgestattete Reden, die er veröffentlicht. Man kann sich beim Lesen derselben bisweilen des Eindrucks kaum erwehren, dafs ihm der ganze Handel als eine Gelegenheit, den Seinen zu zeigen, mit welchem Erfolge er die Catilinarien, Verrinen und Philippiken des grofsen Römers studiert habe — förmlich willkommen erschien. Wie eine, allerdings vorzüglich, gelöste Schulaufgabe fast nimmt sich die Schilderung der Abscheulichkeit des Tyrannen und die Darstellung seines eigenen Schmerzes über den erschlagenen Vetter aus. Zu kunstvoll und zu mafslos in den rednerischen Übertreibungen erscheinen sie uns. Wie anders wirkt dagegen sein echter Zorn in seinen späteren Schriften! Da braucht er nicht wie hier den ganzen Olymp, die Unterwelt und die gesamte alte Geschichte heranzuziehen, um ihn eindringlich zu machen.

Interessant für unsern Zweck sind ferner zwei Schriften, die uns den lateinischen Stilisten in seiner Werkstatt zeigen. Die erste eine Jugendschrift von ihm, während die andere von fremder Hand aus seinem Nachlafs herausgegeben wurde. „De arte versificandi liber unus“ und „C. Salustii et Q Curtii flores, selecti per H. Huttenum etc.“ An beiden können wir sehen, mit welcher Sorgfalt er die ihm als unbedingtes Muster geltenden Schriften der alten Autoren durchforscht hat. Mit welchem Erfolge, zeigt uns besonders die Beliebtheit des ersteren Werkes, das seiner Zeit als Schulbuch diente und deshalb sogar von anderen kommentiert herausgegeben wurde. Einen noch spezielleren Einblick gestattet uns die zweite der oben genannten Schriften, die er offenbar nur für den eigenen Gebrauch zusammengestellt hatte. Zum Zwecke der eigenen Bildung pflegte er die lateinischen und später auch die griechischen Autoren mit der Feder in der Hand zu lesen und alle ihm besonders treffend oder ungewöhnlich klingenden Redewendungen, namentlich auch besonders prägnante Stellungen, zu notieren, um sie in seinen eigenen Schriften zu verwerten.

Aber noch mehr Fleifs, als auf dies äufserliche Kopieren der Alten, verwandte er darauf, in ihren Geist einzudringen, und fast jedes Blatt seiner lateinischen Reden, Briefe, Epigramme und Dialoge ist ein lebendiges Beispiel dafür, wie sehr es ihm gelungen. Jedoch nicht nur in den Mustern der antiken Litteratur, sondern auch in den eleganten Latinisten seiner Zeit, namentlich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

in E. Hessus und Erasmus Rotterodamus, sieht er, wie er selbst sagt, unerreichte Vorbilder. Als Beispiel, wie hoch er den letzteren als Schriftsteller schätzte, und zugleich auch dafür, wie fein Hutten zu schmeicheln verstand, möge folgende Stelle aus einem Briefe hier Platz finden: (Epistolae N. 58 § 11.) Vidi Novum Testamentum suo abste splendori redditum: vidi, inquam, et honorificam illam de me legi mentionem. Quaeso, quid te movit tanti facere me? aut quid omnino erat in me tale, ut dignum duceres tuo praeconio, humanissime Erasme? quam videris amare Huttenum, qui te tamen nullo unquam merito obnoxium sibi reddidit. „Pene mihi exciderat" inquis; nae si tibi excidissem, tunc ego omni semel posteritatis cognitioni excidissem. Dii te nobis servent, Lux Germaniae, ac tu cogita, ne usquam esse malis quam in tua Germania. — Derartige schwungvolle Ausdrucksweisen werden wir freilich in seinen deutschen Schriften vergeblich suchen.

Mittlerweile war aus dem Schriftsteller, dessen Werke ursprünglich hauptsächlich den Zweck hatten, dem Leser einen litterarischen Genufs zu verschaffen, mehr und mehr ein Politiker geworden. Zuerst schrieb er gegen die Türken, dann gegen die Italiener für Maximilian, später kam er immer tiefer in Gegensatz gegen Rom, ähnlich wie Luther, durch seinen wiederholten Einblick in die damaligen römischen Verhältnisse. Es folgte die ursprünglich mehr litterarische Fehde Reuchlins gegen die Kölner Dunkelmänner, in der Hutten ein eifriger Verteidiger Reuchlins war. Nach Huttenscher Weise wurde aber aus der Verteidigung bald Angriff, der sich auch immer mehr gegen die Hintermänner Hochstratens, gegen Rom und schliefslich in manchem scharfen Epigramm gegen den Papst selbst kehrte. Aber leider sind alle in diesem Kampfe von ihm verfafsten Reden, Briefe, Episteln und Gedichte noch lateinisch abgefafst und somit für unsere deutsche Sprache verloren. Denn wer liest, abgesehen von den Historikern, heute noch die Schriften der Neulateiner jener Epoche?

Nun aber kam noch ein weiteres Moment hinzu, durch das in unserem Ritter jene Wandlung vollzogen wurde, sodafs er mit der ganzen Tradition brach und selbst in jenem barbarischen, verachteten Deutsch seine Stimme erschallen liefs, um sein Volk aufzurütteln: das war das religiöse Moment, die Reformation.

Noch hat er nämlich bis zu jener Zeit auffallend wenig Verständnis und Interesse für Luther und seine Sache. Einige Briefstellen aus dem Jahre 1518 mögen uns mit seinen eigenen Worten seine damalige Stellung zur Reformation klarlegen. In dem Briefe an den Grafen von Neuenar vom 3. April, § 16, schreibt er: Jam vero, quod tu ignoras forte, Wittenbergae in Saxonibus altera adversus summi pontificis auctoritatem insurrexit factio, altera indulgentias papales adserit: magnis utrimque conatibus res agitur; magnis viribus certatur; monachorum ductu partes congrediuntur; ipsi duces strenui, vehementes, concitati, alacres clamant, vociferantur, plorant nonnunquam et fortunam incusant; novissime ad scribendum quoque adiecerunt animos: factum librariis negotium: venduntur propositiones, corollaria, conclusiones et illi multis saepe exitiosi articuli. Sic spero fiet, ut mutui interitus causas sibi invicem praebeant: ipse de hoc negotio nuper factus certior a quodam ex fratribus, hoc illi respondi: „Consumite, ut consumamini invicem".

In einem weiteren Briefe über die litterarischen Zustände und neuesten wichtigen Ereignisse vom 24. August ist zwar Melanchthons Berufung nach Wittenberg, sonst aber von der ganzen Bewegung nichts erwähnt; und noch am 25. Oktober 1518 äufsert er sich in jenem bekannten Briefe an Pirkheimer, in dem die berühmten Worte vorkommen: „O saeculum! o literae, iuvat vivere, etsi quiescere nondum iuvat, Bilibalde. Vigent studia, florent ingenia. Heus tu, accipe

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

laqueum, barbaries, exilium prospice . . . . .“ recht verächtlich über Luther. Noch gilt ihm die Sache, wie oben, als blofses Mönchsgezänk, wenn er schreibt: Eckius proscidit Carolstadium, civem meum, probum theologum; eidem cum Luthero bellum est; Luthero cum multis: en viros theologos impactis mutuo genuinis se concerpentes“.

Inzwischen aber hatte ihm sein Latein eine angenehme Stellung, angemessene Einkünfte, Ruhm und Anerkennung allenthalben gebracht. Den Glanzpunkt aber seines Lebens bis zu dieser Zeit bildete jener 12. Juli des Jahres 1517, an dem ihm Kaiser Maximilian in festlicher Versammlung den Lorbeerkranz aufs Haupt setzte und ihn zum „kaiserlich gekrönten Dichter und Redner“ ernannte.

Haben wir bisher darzulegen versucht, warum das Lateinische seine Lieblingssprache war und auch bis an sein Lebensende blieb, so wenden wir uns nun dazu, sein Verhältnis zur deutschen Sprache näher zu beleuchten. Wenn wir auch annehmen können, dafs bei ihm vielleicht oft lange Zeiträume vorgekommen sind, wo er dieser Sprache auch im gewöhnlichen Verkehr des täglichen Lebens fast völlig entraten konnte, so ist doch sicher nicht von ihm anzunehmen, dafs er seiner Muttersprache je so fremd geworden, wie etwa Erasmus von Rotterdam, der sich nicht scheut einzugestehen, dafs er eine Reihe Lutherischer Schriften nicht gelesen hat, weil er die sächsische Mundart nicht verstehe. Schreibt er doch (Erasm. ad Marcum Laurinum. Böck. II, 172 § 70) „Interim sequuta est Captivitas Babylonica, Abrogatio missae, totius Hussiticae doctrina defensio, praeter alia quae Saxonica conscripta me nec lectorem admittunt“. Um sich soweit von deutscher Mundart zu entfremden, dazu verkehrte Hutten, glücklicherweise möchten wir sagen, in seiner dürftigen Lage einst zu oft mit dem gemeinen Volk, freilich nicht mit dem Interesse und Verständnis eines Luther. Wenn er als armseliger Vagant, ohne Unterstützung von daheim, nach Sitte der fahrenden Schüler von Almosen lebt, oder wenn er unter den deutschen Landsknechten in Italien Kriegsdienste nimmt, so wird er wohl oft in Situationen geraten sein, wo sein Latein zu Ende war und er gezwungen war, sich gut deutsch auszudrücken. Freilich, wenn er in jenen früheren Zeiten sich durch die Verhältnisse veranlafst sieht, sich in Briefen etwa seiner Muttersprache zu bedienen, so giebt er sofort damit den Beweis, dafs er dazu thatsächlich nicht im stande war. So sind uns aus dem Verkehr mit seiner Familie, die, wie es scheint, den Vorwurf der Überschätzung des Lateinischen nicht verdient hätte, einige kurze Briefe erhalten. Als Probe für die darin herrschende ungelenke und unklare Ausdrucksweise diene folgender Teil eines solchen Briefes an seinen Bruder vom Jahre 1513. „Dittrich liber vetter Ich Seck dir hie ein Schrift die hat mir friderich mein Bruder gestert zugeseckt, und dar bey geschriben wie du vernemen würst, nü Steht mein Sach Izo der mas das Ich uff den dag nicht komen kan, Ich wil aber mit meim bruder redt das er uff den dag reiden Soll, oder aber eitteln mein vettern mit unser volmacht, die weil nü die Zeit So kortz das der dag froben zu verkunden nicht ist, doch wo es Sein mocht, So wer es gudt, da richt dich Selber Im besten nach, wo du nü den dag Selbst personlich auch nicht besuchen, mochgstu Herr ludewig mit zuseckung des brives, oder aber friedrich mein bruder dein meinugk Schreib, ob du bei gemeiner Ritterschaft bleip wolst, oder was dein gemüdt, dan Ich wil nicht von Ir nit Setzen es geh dar nach was got wil . . . . . In Solchem finstu mich dir fruntzoft wider gewelget, So wurstu mein bruder auch da finden, u. s. w.“ (Böck. Addenda ad volumen I. p. 3.)

Wie anders geht ihm da das Latein in seinen sonstigen Briefen vom Munde! Übrigens darf man die Ausdrucksweise Huttens nicht etwa für besonders ungeschickt halten; zahlreiche

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

andere Briefe jener Zeit zeigen uns ganz klar, dafs Hutten nicht besser und nicht schlechter schrieb als andere Gebildete jener Zeit.

Um aber die Kluft, die zwischen diesen unbehülflichen Briefen und seinen späteren Werken klafft, einigermafsen zu überbrücken, müssen wir noch des weiteren nach Belegen suchen, wo sich Hutten wirklich mit der deutschen Sprache beschäftigt haben mufs, denn sonst wäre seine spätere, verhältnismäfsig gewandte Handhabung der deutschen Sprache nicht wohl zu erklären; man müfste denn annehmen, dafs er zum Zwecke der Abfassung deutscher Schriften im Jahre 1519 die Bücher Luthers und anderer so studiert habe, wie seiner Zeit die lateinischen Autoren. Das ist aber nicht so gewesen.

Immer können wir einen deutlichen, steigenden Zusammenhang mit dem Deutschen feststellen. So sehen wir ihn als Mitarbeiter an jenem unsterblichen Denkmal des Humors der Humanisten, den „Epistolis obscurorum virorum". Natürlich sind auch diese lateinisch geschrieben, aber in dem echten sogenannten Küchen- und Mönchslatein. Um aber diese besondere Sprache richtig zu würdigen, die darin enthaltenen und durch Übertreibung verspotteten Germanismen zu verstehen oder gar nachzuahmen, dazu mufste man eben Deutsch verstehen. Ja, es gehörte sogar eine Art wissenschaftlicher Erkenntnis der grundlegenden Unterschiede beider Sprachen dazu, um mit richtigem Takt die richtigen Fehler zu machen. Und gerade das schlechte Latein dieser Briefe war bekanntlich so täuschend, dafs es von vielen für echt, die Briefe für wirklich gewechselte gehalten wurden. Auch wird in denselben mehrfach auf deutsche Manifeste und Pamphlete Bezug genommen. So wird Reuchlins „tütsch missive warumb die Juden so lang im ellend sind", ferner der „Augspiegel" und die „Sturmglock" erwähnt. Auch werden auf das Leben der Studenten und Magister Streiflichter geworfen, die uns dieselben nicht immer mit gelehrten Büchern beschäftigt, in wissenschaftliche Disputationen vertieft oder zu Füfsen weiser Professoren sitzend zeigen, sondern wir können sie auch begleiten auf die Dorfkirmefs und zum Kindtaufschmaus. Dort kommen sie denn beim Tanze und dergleichen auch mit Leuten zusammen, die nichts vom Latein wissen und auch wissen wollen. Sie singen die Tanzlieder vom Schäfer und andere derartige Lieder, die gerade Mode waren, mit. An einer anderen Stelle haben die Beani zu Spandau ein Lied gedichtet in dem Ton einer andern cantilena, ein Wort, das wir hier wohl am besten mit Gassenhauer übersetzen können, denn es beginnt mit den Worten:

„Ick kam genn Spandaw opp den dam,
dar segen mick de plontzgen (Plötzen) ann".

Und so finden wir noch an vielen Stellen Beziehungen und Anspielungen auf das Deutsche.

Aber auch direkt haben wir Zeugnis, dafs Hutten es nicht unter seiner Würde hielt, die bedeutendsten damals in deutscher Sprache erscheinenden Werke kennen zu lernen. Es waren ja bis zum Jahre 1519 nur sehr wenige, die wirklich litterarisch Wertvolles enthielten, bei denen es nicht nur auf den Inhalt ankam. Zu nennen wären hauptsächlich Gailer, Murner und vor allem Brant: Des letzteren berühmtes Narrenschiff erwähnt Hutten in folgender Weise. (Elegia X ad poetas Germanos. Böck. p. 78.)

Branthus ab iis paulum semotus considet oris,
Qui Germana nova carmina lege facit
Barbaraque in numeros compellit verba ligatos,
Edit et ingenio carmina facta novo
Pulchre illi latum classis deducta per aequor
Convehit insipidos quolibet orbe viros.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Allzu hoch hat er demnach wohl nicht davon gedacht. Tiefer drang er erst in das Wesen der deutschen Sprache ein, als er der Begleiter und Freund Franz von Sickingens wurde, eben zu jener Zeit, wo wir seinen Lebensgang oben verlassen haben, um die Wende des Jahres 1518 zu 1519. Als Zeltgenosse des Sickingers machte er namentlich jenen Feldzug gegen Ulrich von Würtemberg mit, und mehr als ein Brief aus diesem an Strapazen und Gefahren nicht gerade übermäfsig reichen Feldzuge deuten uns an, wie wohl er sich in dieser nicht lateinisch redenden Umgebung fühlt, wenn er auch seine Briefe fast immer damit beginnen mufs, dafs er noch keine Gelegenheit gehabt, selbst das Schwert zu ziehen. Damals mufs er den Gesängen und Trutzliedern der Landsknechte und fahrenden Sänger sein Ohr geliehen haben, dort schon mufs er empfunden haben, wieviel in solchen politischen Händeln das gesungene Wort vermag. Da ist der Ton, der in solchen Liedern herrschen mufs, unbewufst vielleicht, ihm ins Herz gedrungen. Und als er nun später die „frummen Landsknechte“ und die „guten Reuter“ brauchen konnte, da wufste er in ihrer Weise mit ihnen zu reden. Sein Lied, das einzige deutsche, welches wir von ihm besitzen, aus dem Jahre 1521, traf den echten Volkston, war auf eine bekannte Sangweise zugeschnitten und hat auch sicher, wie mehrere ähnliche, zum Teil darauf antwortende, beweisen, in diesen Kreisen mächtig gewirkt. Auch wir heutzutage werden noch von diesem Liede mächtig ergriffen und würden ihm manche seiner gedrechselten, kunstvollen Elegieen schenken, wenn er uns nur noch ein solches geschenkt hätte wie sein: „Ich habs gewagt mit Sinnen“.

Als sicher also ist wohl anzunehmen, dafs ein Einflufs der angedeuteten Art stattgefunden hat, wie weit aber ein solcher gegangen ist, läfst sich nur vermuten. Ungleich wichtiger und durch viele direkte und indirekte Zeugnisse bewiesen ist der andere Umstand, der persönliche Verkehr mit Sickingen und dessen Begleitern. Die Art dieses Umganges ist es gewesen, die ihn in erster Linie zum mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache und zum Nachdenken über dieselbe, ja zum Übersetzen, und schliefslich zum Wirken in deutscher Sprache für eine ihm bis dahin fast fremde und ziemlich gleichgültige Sache — die Reformation — bestimmt hat.

War er schon von allein durch seine politischen und litterarischen Fehden gegen die Curtisanen und Romanisten in einen Gegensatz gegen Rom gekommen, so entdeckte er jetzt zu freudiger Überraschung einen von ganz anderen Grundlagen ausgehenden, aber auf dasselbe Ziel losstrebenden Mann. Beider Endziel war die Befreiung Deutschlands von der unwürdigen römischen Knechtschaft und Ausbeutung. Für unsere Arbeit ist hierbei das Wichtigste, dafs Hutten auf Sickingens Wunsch in den Abenden auf der Ebernburg oder im Feldlager, oft in einer Gesellschaft von Männern wie Aquila, Bucer, Oekolampadius und Schwebel, die Lutherischen Werke nicht nur las, sondern dieselben, die damals noch lateinisch geschrieben waren, auch übersetzte und besprach. Auch seine eigenen Werke trug er hier vor, zunächst noch lateinisch, aber — und das ist wohl der bezeichnendste Wendepunkt — gar bald liefs er auf Wunsch Sickingens, der das Lateinische nur notdürftig verstand, eine Übersetzung seines lustigen Gesprächs, der „febris I“, anfertigen. Noch hielt er es wohl für seiner nicht würdig, es selbst zu thun, aber schon schickte er eine deutsche Widmung an Sickingen voraus.

Damit sind wir an den Punkt gekommen, wo wir von einem deutschen Schriftsteller Hutten reden können. Den Beginn also seiner deutschen Periode setzen wir in den März des Jahres 1519, in den beiden nächsten Jahren stand er in dieser Beziehung auf seinem Höhepunkt, im darauf folgenden Jahre (1522) zeigt sich ein Nachlassen in jeder Beziehung; Unzufriedenheit und Enttäuschung, Krankheit und Not überfallen ihn, und schon 1523, also nach nur 4jährigem Schaffen,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

am 29. August hatte er seinen letzten Seufzer einsam und verlassen auf der Insel Ufnau ausgehaucht.

Eine wahrlich zu kurze Laufbahn! Ehe er recht einen Anlauf genommen, raffte ihn schon der Tod hinweg. Kein Wunder da, dafs sein grofser Zeitgenosse Luther, der über 25 Jahre lang seine Feder fast nie ruhen liefs, ihn als deutschen Schriftsteller so völlig in den Schatten gestellt hat, dafs man es bisweilen, wenn es sich um die Litteratur jener Epoche handelt, gar nicht für nötig hielt, unsern Hutten auch nur zu erwähnen.

Wenn wir nunmehr den Charakter seiner Übersetzungen mit ihrem lateinischen Original, seine deutschen Schriften und Gedichte mit seinen lateinischen vergleichen, so nehmen wir bald wahr, dafs der tief greifende Unterschied zwischen beiden zwar auch stilistisch zum Ausdruck kommt, aber keineswegs darauf beruht. Viele dieser Unterschiede kommen auf den veränderten Standpunkt des Dichters, in den er allmählich hineingedrängt war. War er früher Aristokrat durch und durch, bei dem die eigentlichen Menschen, an deren Urteil etwas gelegen war, mit den Rittern und Gelehrten aufhörten, so wendet er sich jetzt an Bürger, Landsknechte und Bauern. Galten früher seine Sendschreiben dem Papst, dem Kaiser, dem Adel, so zieht er sich jetzt von allem, was mit Fürsten und Hofleben zusammenhängt, zurück. Man vergleiche hierzu nur die Stelle, wo er dem Erasmus sein Liebäugeln mit den Grofsen der Welt vorwirft. (Hatteni cum Erasmo expostulatio § 153: atque hinc elucet potissimum, quam te suaviter afficiant, quamque titillent istae magnatum salutationes, familiares affatus, magnifici fumi, principales nugae, aulica pompa, ultro objecta gratia etc.); galt ihm früher die polierte Glätte und Abgeschliffenheit über alles, so vernachlässigt er jetzt die Form in auffallender Weise und schreckt auch vor Derbheiten nicht zurück, wenn er auch nie so ausfallend wird, wie Luther bisweilen in seinen Schmähschriften. Selbst in dem Handel mit den Karthäusern, der doch dazu viele Gelegenheiten bot, verleugnet er den gebildeten Humanisten nicht. Rief er früher Zeugen an, so mufsten es Jupiter und Sol, Vergil und Livius sein, jetzt ruft er Gott, die Bibel, die Propheten zu Hülfe. Besonders bei der Verdeutschung des Dialogs Inspicientes können wir aus der von ihm selbst gegebenen Einführung erkennen, an ein wie viel tiefer stehendes Publikum er sich wendet, dem er alles Mythologische erst erklären mufs. Und wie erklären mufs! Einige Proben mögen es erläutern. Er sagt in der Vorrede und Auslegung: Nach dem difs nachfolgend büchlin, etwas mer dann die vorigen, uff poetische art zugericht, ist zumerken, dafs hye werden eingeführt als unterredner, Sol, das ist, die Sonn, oder der Sonnen gott, den die heyden auch Apollinem und Phebum nennen. Der sun ist Phaeton, und würt hye den poetischen Fabeln noch, für der Sonnen furmann dar gegeben . . . . . Centhauri seind gewesen ein volck in Kryechen landt, so gar rauch, harte und unfreuntlich, daz man, die weyl sye on das gute reuter gewesen, von in geschriben, hatt sye auch gemalet, als seyen sye halb pferd, und halb leut. Und noch wenn ein reutter grob, fyehisch und ungütig ist, so nennet man in ein Centhaurum, und sein leben Centhaurisch, als dann yetzo vil seind.

Den Begriff des Lapithen- und Centaurenkampfes macht er ihnen verständlich, indem er schreibt . . . dohär ist ein sprichwort kommen, daz man ein hochtzeit oder würtschafft, daruff leut uneyns, und zu auffrur kommen, der Centauren würtschafft oder tzech nennet. Als in Teutschland under den vollen bauren offt geschicht, daz sye ire kyrb zu einer Centhaurischen würtschaft machen.

Gerade aber die Umdeutschungen seiner Werke sind es, die uns bei eingehender Betrachtung diese Unterschiede am deutlichsten zeigen. Hier können wir am besten verfolgen, wo der lateinische

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ausdruck absichtlich verändert oder umgewandelt wird, oder aber infolge stilistischer Ungewandtheit wörtlich, aber unbeholfen wiedergegeben wird; zugleich können wir jedoch auch an vielen Stellen wahrnehmen, wie der Charakter des Inhaltes sich ändert.

Zunächst wenden wir uns einigen Übersetzungen zu, die nicht von ihm selbst, sondern von andern herrühren; sicher also von Leuten, die in sich den Beruf verspürten, diesen Schriften die verdiente weitere Verbreitung zu verschaffen, die aber auch zugleich den Kreisen, für die sie arbeiteten, nahe genug zu stehen glaubten, um den rechten Ton der Verdeutschung zu treffen.

Hierbei wollen wir die oben erwähnte Übersetzung des „ersten Fiebers", die Hutten anfertigen liefs, aufser Acht lassen, da sie Hutten nachher mit nur ganz geringen Abweichungen unter seine eigenen Ubersetzungen der Dialoge aufgenommen hat.

Auch von der Übersetzung der Abhandlung über das Guayakholz durch Murner wollen wir hier absehen, da dieser kaum den Versuch macht, der Huttenschen Darstellung einigermafsen gerecht zu werden, sondern eigentlich nur einen Auszug des Inhaltes giebt. Während sonst nämlich die Übersetzung stets länger als das lateinische Original zu werden pflegt, schmilzt bei ihm dieselbe fast auf die Hälfte des lateinischen Textes zusammen; wohl der beste Beweis für unsere obige Bemerkung (vergl. De Guaiaci medicina cap. XVIII, § 6). Allen rhetorischen Schmuck, namentlich eingesprengte Dichterstellen, läfst der sonst so sprachgewandte Murner einfach weg. Bei seiner schnellen Art zu arbeiten war ihm die Übersetzung derselben offenbar zu umständlich. Doch eine solche oberflächliche Art der Verdeutschung kann uns für unsere Betrachtung nicht viel nützen. Da ist der Verdeutscher der Conquestiones ein ganz anderer Mann! Dieser „unbekante liebhaber der göttlichen warheit und des vatterlands", wie er sich selbst nennt, schickt seiner Übersetzung einige Worte voraus, die uns erkennen lassen, wie ernst er seine Aufgabe als Dolmetscher auffafste. Er sagt, zugleich auch ein Beispiel der Bescheidenheit dieses Mannes (Böck. Epist. I p. 371.): „Wolauff, lieben frommen Teutschen, es ist zeyt, daz wir unsere yezo lang här verlorne freyheit, widerumb zu erlangen untersuchen. Hye habt ir den rechten anreitzer, der uns ob gott wil, die grofsen höpter, als Keiser, Fürsten un den Adel zu hilff in diser sachen erwecken sol. Dorzu, unn anderem seinem loblichen fürnemen, geb im glück und heil der allmechtig Gott, welchem zu eeren, uns allen zu nutz unn gut er disses on zweyfel vorgenommen hat. Umb gemeynes nutzs willen hab ich ettliche seiner schrifften, als mir die zu henden komen, aus dem latin ins teutsch transferiert, so vil das die zyer latinischer sprach (die in ettlichem nit zuverteutschen ist) hat leyden mögen ..... Hyeneben lassent euch den frommen Hutten befolhen sein. Trotz Romanist."

Die Übertragung trifft im ganzen den Sinn des Lateinischen richtig und giebt ihm auch, für jene Zeit, ziemlich gut im Deutschen wieder, freilich haben wir an ihr, wie an den meisten damaligen Übersetzungen, zu tadeln, dafs sie allzu ängstlich Konstruktion und Wortstellung der fremden Sprache nachzuahmen sucht. So giebt auch dieser Übersetzer noch den Accusativus cum Infinitivo fast stets als solchen im Deutschen wieder, auch da, wo es sehr hart klingt. Doch wird er schon in manchen Einzelheiten der deutschen Sprache gerecht, indem er sich befleifsigt, kurze, klare Sätze zu bilden, und an solchen Stellen, wo die Kürze und Prägnanz des Latein sich nicht wiedergeben liefs, wagt er schon kleine Zusätze. Gleich der Eingang der Conquestio ad Carolum diene als Muster:

Etsi multa esse video quae te occupatum habent hoc tempore, ardua illa et longe maxima, princeps Carole, rex invictissime, tamen nullum esse im portunum compellandi te tempus arbitratus

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sum, quo eodem cognitum sit accusationem intendere adversarios apud te mihi. Quum igitur intellexissem paucos ante dies quendam istic pontificis oratorem vehementer conari hoc, ut tu mihi succenseas, statim fortissimo viro, tuo consiliario et a bellicis ministro, amico meo Francisco de Sickingen, cum ad te proficisceretur iam, perferendas tradidi. Accusatum me huc mittitur ab episcopo Romano atque hoc tu solum fieri putabas .... Dies giebt der Übersetzer folgendermafsen wieder: Wiewol ich sych daz vil grofser dapfere und nötlicher geschäfft dir dise zeit anligen, o unüberwintlichster fürst und Künig Carole, yedoch hab ich gemeynt, kein zeit mir unbequämlich sein dich anzusuchen, in welcher mine widerwertigen mich bei dir auch beschuldigen. Hierumb als ich kurtz vorschiner zeit bericht bin, wie einer des Bapsts geschickten, mit grofsem fleifs dich über mich zu erzürnen unterstehe, hab ich sobald dem starkmütigem hilt, deinem ratthiener und hauptmann Frantzen von Sickingen, meinem besunderen gutten freunde, als er yetzo zu dir reifsen wolt, diese geschrift dir zu behendigen bevolhen. Und hatt die sach difse gestalt. Es schicket der Bapst von Rom heraufs, mich bei dir zu besagen. und ich glaub, du wänest, sollichs allein, und weyters nichts von im beschehen ....

Ferner sehen wir, wie er mit gewisser Freiheit statt rhetorischer Fragen Aussagesätze bildet, wie er aus Hauptsätzen Nebensätze macht, Ellipsen ergänzt. Wo Hutten in Reminiscenz an seine klassischen Erinnerungen „superi“ schreibt, giebt er es einfach durch den Singular „Gott“ wieder.

An andern Stellen finden wir in echt deutscher Weise, die namentlich von Luther nachher noch mehr ausgebildet wurde, einen lateinischen Ausdruck durch zwei Synonyma verdeutscht: conservator publicae libertatis = ein hanthäber und bevestiger der gemeynen Freyheit; häufig sind solche Zusammenstellungen wie Geruf und Geplerr, schinden und schaben, in keiner Mafs noch Bezwang.

Fremdwörter meidet er, doch nicht gar zu ängstlich, zum Beispiel: violentis pactionibus = mit bezwenklichen compacten; constitutiones = constitution und stifftung.

Um aber das Lob, das wir im allgemeinen diesen Übersetzungen der 5 Huttenschen Schriften aussprechen, verständlicher zu machen, müfsten wir eine gröfsere Anzahl anderer Übersetzungen heranziehen. Man braucht hierbei nicht lange nach Beispielen zu suchen, die meisten Übersetzungen jener Zeit könnten als solche dienen. Nur eine kleine Probe will ich anführen aus einem damals sehr verbreiteten Schriftstück, der, vermutlich durch Eck besorgten, Verdeutschung der gegen Luther gerichteten Bannbulle:

(Böck. V. p. 333.) „Andechtigen in Christo Jesu, euer lieb sol wissen, daz nach dez doctor Martin Ludder Augustiner von Wittenberg vil hat lassez in geschrifft aus geen, dass dann etlich gelert haben für irrig geacht, ist dass auch gelangt an unnsern hailigen vatter den bapst, der nach lang fleifsig erfarn der gelerten, hat befunden vil irriger, verfüerischer, ergerlicher, unnd ketzerischer Artikel 61. ains taills durch die hailig concilia durch die hailige vatter vor lengst verdampt, wie dann des selbig d. ludters leer auch verdampt ist worden durch die tzwo löblich universitet Löven und Cöln. Deshalb der hailig vatter ermessen: das die vor gemelt leer, ringert unnd abpricht den gotzdienst, unwirdet die hailigenn sacrament erhebt die ketzerei, zerrit ainikait und frid der Christglaubigen hatt mit wolbedachten rat der gelerten gaistlich unnd weltlich, unnd der hochwirdigsten Cardinel, söllich irrig Ludders leer verdampt, verworffen und verdilgt.“

Unter Berücksichtigung derartiger Beispiele wird man dann wohl die Verdeutschungsversuche, die Hutten seinen eigenen Werken hat angedeihen lassen, und auch dessen deutsche Schriften

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

selbst nicht so hart beurteilen, wie etwa Rückert in seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache. (Teil I, 191 u. II p. 12. „Hutten mit einer sehr natürlichen, aber doch sehr traurigen Unbeholfenheit in der Prosa, mit einer barbarisch zu nennenden Roheit in Vers und Reim.") Wir dürfen eben nicht vergessen, dafs es etwas anderes war, die Schwänke eines Eulenspiegel in Murners Art zu erzählen und die Fülle Huttenscher Latinität im Deutschen wiederzugeben. Noch hatten eben die Lutherschen Bibelübersetzungen, die erst seit 1522 erschienen, und der Sendbrief vom Dolmetschen, ebenso wie die meisten andern Lutherschen Schriften nicht wirken können, die später freilich die ganze Art der Behandlung der Umdeutschung fremdsprachlicher Litteraturwerke in neue Bahnen lenkte.

Ferner mufs man berücksichtigen, dafs Hutten wiederholt selbst angiebt, dafs er dabei „eilends und ohne sonderlichen Fleifs" verfahren sei, denn die Zeit drängte, man mufste das Eisen schmieden, so lange es heifs war. Gleichwohl müssen seine Übersetzungen den Zeitgenossen gefallen haben, denn wir haben ein Zeugnis dafür, dafs er seiner Zeit als Autorität im Übersetzen gegolten hat. In der Vorrede nämlich der Verdeutschung des „Büchlein, das M. T. Cicero vom Alter gemacht hat" beruft sich der Autor derselben, Johann Neuber, Kaplan zu Schwarzenberg, zur Empfehlung seiner Arbeit auf unsern Ritter. Der betreffende Passus der Vorrede lautet: „. . . aufs Latein in frenkisch teutsch, und nit von worten zu worten, sunder von synnen zu synnen verwandelt hat, und nachmals durch den Hochgelerten und Ernvesten Ulrichen von Hutten zum Steckelberg Poetam Laureatum corrigiert, und wes es mangels darinnen erfunden, gepessert. Als man nach Christi unsers seligmachers geburt zelet 1522". Aus dem Datum können wir entnehmen, dafs der Autor sich an ihn gewendet hat, sicher beeinflufst durch Huttens damals bereits verbreitete Übersetzungen.

Aber es müssen auch andere Verdeutschungen von Huttens Schriften erschienen sein, als die oben erwähnten, die nicht so recht den Sinn trafen, den er selbst beabsichtigt, noch mehr aber wird von feindlicher Seite in Citaten aus seinen Reden der Inhalt derselben entstellt worden sein, weshalb er jetzt selbst die Verdeutschung in die Hand nimmt. Seiner ersten in dieser Weise herausgegebenen Rede vom 28. September 1520 giebt er ein Nachwort mit auf den Weg, in dem er den Zweck und die Ursache der Verdeutschung angiebt. Als Probe nun der Art der Übersetzung will ich den Eingang der Rede, und im Gegensatze dazu das Schlufswort hier anführen.

Der erste Satz lautet lateinisch: Cum veritatis amore, simul et patriae studio ea scriptis prodidissem nuper, quae reticere et impium satis putavi et officii esse haud quaquam mei arbitratus sum, de immodica Romani pontificis potentia, de perverso urbis Romae statu, de luxu et avaritia sacerdotum, de Symoniaca haeresi, de Curtisanorum improbitate, universim de iis qui, cum spirituales vocari postulent, nec vivunt ex spiritu, et carnis negotia tractant omnium avidissime, ac voluptatibus dediti sunt perdite, de novis semper pontificum sanctionibus ac violentia cottidie bullarum plus quam tyrannica, et id genus alia, quibus multipliciter ac prope infinite Christianae veritati derogatur, haec natio gravissime opprimitur; essentque adeo omnia manifesta ut negari non possent, adeo iniqua ut nec excusationem acciperent, et defensionem excluderent; ego vero cum in literas referrem, non tantum non conscius essem alicuius mihi delicti, ut poenam metuerem, sed bene meriti etiam, ut praemia sperare auderem, ut qui ea monerem quae ex Christi instituto cum essent, me quidem digna videbantur et religioni consentanea, publico vero etiam necessaria: nam id plane conabar efficere, ut aliquando resipiscant isti, quo ne nimium iustas persequendi sui caussas populo Christiano praeberent: — cum haec, inquam,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

conarer, atque hoc animo, hac spe, hac fide conarer, eam statim sensi hominum commotionem, quae esse solet quoties novis studetur rebus aut aliqua imminet publico eversio, gravem scilicet infensionem, horribiles minas, terrores admodum vehementeis, praesens periculum.

Dieser Satz ist im Deutschen ebenfalls nur durch folgenden einen Satz wiedergegeben: „Als ich verschiner zeyt, aufs lieb und zuneigung der christenlichen warheit, auch wolmeinung unsers vatterlands teutscher Nation, etliche ding, die zu verhalten weder Christlich noch meiner gepür geacht schrifftlich angezeigt, und durch den truck ausgegossen hatte, Nämlich von dem übermäfsigen unzimlichen, des Bapsts gewalt, von dem verkerten stand der Statt Rom, von wollüstigem unordenlichem Überfluss, und unersättlichen geitz der geistlichen, von der Simoneischen ketzerey, und unfromkeit der Curtisanen in gemein von denen, die wiewol Geistlich genennet sein wöllen, doch gar nit dem geist, sonder fleischlichem wesen nach leben, unnd mit aller begir nach wollust des leibs trachten, auch von constitution und gesätzen der Bäpst, die si ye mer und mer fürnemen, Von dem tyrannischen gewalt der Bullen, so täglich hier umher regiert, und dergleichen ander dingen, durch welche die Christenliche warheit vilfaltigklichen, und gleich unaufhörlich abgezogen, teutsch land aufs schedlichst und schmeelichst beschwert und undertruckt wird, und die ding so klärlich vor augen waren, das sie niemant widersprechen, sogar unbillich, das sie keineswegs entschuldiget, noch vertedingt werden möchten, auch als ich die durch geschrifft offenbaret, nit alleyn mich keiner übeltat schuldig wüste, darumb ich straff zu gewarten hätte, sondern auch dermafsen verdienet erkannte, dadurch ich billig belonung zu verhoffen gehapt als der vormanung gäb solcher dyng, die Cristenlycher leer gemefs, mir nit minder gepürlich, dann dem glauben beystendig, und gemeinem nutz notdürftig, dann ye daz meyn vornemen gewest, wie ich durch güttige ermanung, vorschaffen möcht, do mit die selbigen geystlichen doch zum lesten, sich zur besserung erinerten, uf daz sye gemeynem Cristlichem volck, zu irer vervolgung nitt zu vyel ursach gäben, unnd ich aber aufs erbarem gemut, lauterem gewissen, Cristenlichem glauben und gutter hoffnung dises angefangen, hat ich alsbald eyn sollich bewegung etzlycher menschen wider mich befunden, als hette ich mich neüwerung, oder umbkerung eynes gemeynen Standfs unterfangen dann man mir mit emssiglicher gramschafft grausamlichen trauwen, mit ser hefftigem schrecken, und gegenwürtiger farhe begegnet ist, als sölt man mych mit bapstlichem bann verthammen, oder in gefengnifs legen, oder aber öffentlichen umbbringen."

Von dem Schlufsworte sei hier nur der erste Teil angeführt, der als Stilprobe genügen wird: „Seit mal ich auch verstanden hab, wie das etliche mir zu nachteil, meine bücher und geschrifft, bei den unverstendigen übel auslegen und anders, dann die an in selbs verstanden werden mögen, verteutschen, domit ich mich dann bay yedermann alles verdachts erledige, und auch gemeinem mann, wie billich oder unbillich ich gehandelt, und ob ich dem Bapst oder seinen Romanisten ye ursach geben hab, mich oben angezeigter weifs zu vervolgen, erkentlich sey, so habe ich mir fürgenommen, Alle meine Bücher, die ich bisher in latin geschriben und drucken hab lassen, darinnen dann (als ich nun erst sich) dem Bapst seines gefallens nit von mir gelebt, in teutsche sprache, so best ich immer mag, und sich das schicken will, zu transferieren und aufslegen . . . ."

Halten wir beide Stellen gegeneinander, so empfinden wir sofort den Abstand zwischen der vom Latein so überaus abhängigen Einleitung und dem freien Schlufswort. Auch hier in der Einleitung baut er noch ein Satzungeheuer auf, das zu konstruieren und aufzulösen unmöglich ist. Auch die lateinische Periode ist überlang, nur durch Semicola getrennt, aber gleichwohl durch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

geschicktes Zusammenfassen und Aufnehmen des Gesagten bei einmaligem Durchlesen ohne weiteres verständlich. Und dabei hat er im Deutschen noch mehrfach durch Änderung der Stellung versucht, Klarheit in den Satz zu bringen. Man mufs eben zugeben, dafs für derartige Abhandlungen die deutsche Sprache damals noch zu ungelenk war. Auch in den ersten Werken Luthers abhandelnder Art sieht es nicht viel besser aus; erst in solchen Schriften wie an den Bock Emser kommt der echte Luther durch. Diese Art Bücher aber tragen einen andern, weniger logisch-beweisenden Charakter, sind mehr volkstümlicher Natur und stellen an den sprachlichen Ausdruck lange nicht die Anforderungen als gerade Huttensche Reden.

Deshalb ist auch diesem die Verdeutschung seiner Gespräche viel besser geglückt. Es würde jedoch zu weit führen, die Art derselben genauer hier zu besprechen. Es hat fast alles das Geltung, was oben über die Übersetzung durch den „unbekannten Liebhaber" gesagt ist. Betrachtet man sowohl die Vorzüge als auch die Fehler derselben, untersucht man, was er absichtlich geändert, was er unverändert in das Deutsche hinübergenommen hat, so kann man sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob Hutten ein fremdes Werk übersetzt, so genau hält er sich an den lateinischen Ausdruck, so wenig frei bewegt er sich. Was er selbst da in lateinischer Sprache geschrieben hatte, das stand für ihn fest, nur das gab er möglichst genau im Deutschen wieder, genau wie es ein fremder Übersetzer gemacht hätte.

Anders war es mit den eingesprengten Dichterstellen. Da war es ihm unmöglich, in dieser sklavischen Weise Inhalt und Form wiederzugeben — deshalb macht er sich da vom Fremden los, er übersetzt nicht, sondern er dichtet um. Hierbei zeigt sich nun sofort ein gröfserer Schwung und zugleich eine viel weitgehendere Anpassung an das Deutsche, namentlich an das Deutsche des gemeinen Mannes, denn für den ja war es bestimmt. Als Form wählt er infolgedessen fast immer die damals allgemein üblichen Verse von 4 Hebungen mit Endreim, wie wir sie allenthalben in Spruchgedichten finden. Eine einfache Gegenüberstellung einiger Originalstellen mit der Übersetzung wird die Art der Umdichtung besser charakterisieren, als eine ausführliche Beschreibung der Unterschiede.

Febris I. p. 39 (Martial).

Optat et obscuras luces ventosque nivesque
Inter sexcentas Bacchara gausapinas.
= Frost, regen, schne er wünschen thut,
Sechshundert schauben hatt er gut.

Febris II. p. 139 (Ovid).

Otia si tollas, periere Cupidinis arcus.
= Würstu meyden müfsig gangk
Bey dir gar bald die lieb würd krank.
Wer müfsig geht hat nichts zu schaffen,
Aufs dem macht bald die lieb ein affen.
Wer ernstlich aber zuschaffen hat,
Cupido da sein schiefsen lat.
Und ist sein fackel sunder hitz,
Bey mufsig gon ist selten witz.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und noch ein griechisches im Vadiscus p. 197. (Diphilus ap. Stob. floril. X.)

εἰ μὴ τὸ λαβεῖν ἦν, οὐδὲ εἷς πονηρὸς ἦν.

= Wär nit so vil des nämens ein,
So möcht offt einer frömmer sein.

Diese freien Übertragungen einzelner Citate aus antiken Dichtern führen uns nun von selbst auf das für unsern Zweck interessanteste Beispiel, an dem wir die für Hutten geltenden charakteristischen Unterschiede zwischen seinem lateinischen und deutschen Schriftstellertum recht klar erkennen können; die Klage nämlich über den „Lutherischen Brand zu Mainz" liefs unser Dichter kurz nach einander, erst Lateinisch, dann Deutsch, erscheinen. Diesem Gedichte liegt der bekannte historische Vorgang zu Grunde, dafs man zu Mainz die Schriften Luthers auf öffentlichem Markte verbrannt hatte.

Betrachten wir nun zunächst das lateinische Gedicht näher und untersuchen dann, was daraus nach der Umdichtung ins Deutsche geworden ist.

Es beginnt mit dem Brande, der Dichter sieht im Geiste mit poetischer Fiktion, wie die Schriften aufgetürmt werden; ein Scheiterhaufen entsteht, Feuer bringen die Feinde. Aber er kann es nicht glauben, dafs es gelingen wird, diese Werke Luthers zu verbrennen — darum das Futurum. Er redet die Flammen an: Ihr werdet euch doch nicht zu einem solchen Verbrechen hergeben? Er blickt zum Himmel, ob dieser nicht seine Schleusen öffnen und den Brand verlöschen wird. Aber nichts geschieht. Nun ruft er um Hilfe. Christus weifs vielleicht nicht, um was es sich hier handelt; er, Hutten, sagt es ihm: Hier vernichtet man dein Wort, die Freiheit deiner Kirche wird unterdrückt; menschliche Satzungen werden uns aufgezwungen statt deiner göttlichen Lehren! Und wer ist es, der das wagt? Damit kommt er auf sein in jener Zeit beständig wiederholtes und unendlich oft variiertes Thema. Rom ist es, Rom repräsentiert durch den Papst Leo, der selbst an deiner Stelle Herr der Welt sein will und sich göttliche Ehren erweisen läfst. Dann entwirft er in kurzen, gedrängten Zügen ein Bild vom Aufzuge des Papstes, wie er von einer Schar freier, deutscher Jünglinge einhergetragen wird, mit Prunk und Seide überladen und von unzähligen Schreibern, Curtisanen und dergleichen Schmarotzern umgeben. Und das will dein Vertreter sein? Dieses Gaukelspiel kannst du, Christus, ruhig mit ansehen? Fahre doch endlich dazwischen! Sieh nur hier auf der andern Seite den Luther, der gegenüber den Menschensatzungen deinen Worten wieder zu Ehren verhelfen will, den Herold deines Ruhmes, den alle Frommen lieben, den will jener verderben. Dahin wende endlich deinen Blick, zeige ihm, dem Papste, der dein Dasein leugnet, — denn sonst könnte er nicht so verblendet sein, wenn er noch an dich glaubte, — dafs du noch lebst, zeige dich als mächtigen Herrn, zerbrich den Hochmut der Romanisten! Blicke herab und sieh, wie hier diese Bücher brennen: Es sind deine eigenen Worte, ja, der Brand, den ihre Wut entfacht, gilt dir selbst. Erwache, erwache und halte strenges Gericht! Hilf der göttlichen Wahrheit wieder zu Ehren und lafs Aleander und Leo verzehrt werden durch diese Flammen, die Rom gegen Luther entfacht hat.

So etwa in Kürze der meisterhafte Aufbau des Gedichtes, das am Schlusse wieder zum Anfang zurückkehrt und somit ein streng geschlossenes Ganzes wird. Und im einzelnen, wieviel rhetorische, dichterische und künstlerische Schönheit! Dabei aber doch solche Kürze und Prägnanz. Bei aller anschaulichen Malerei kein Breitfliefsen in weitschweifiger Schilderung oder Aufzählung. Bei denen nämlich, für die es bestimmt war, brauchte er diese Saiten nur leicht zu rühren, um

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

sie deutlich nachklingen zu lassen. Diese Männer hatten alle Rom und den Papst oder wenigstens den Prunkzug eines Kardinals, wie Cajetan, gesehen, um sich aus eigener Phantasie das Bild völlig im Huttenschen Sinne zu ergänzen. Ferner, welche prachtvollen Wortspiele und Antithesen weifs er anzubringen! Von den verhafsten Juristen des päpstlichen Hofes heifst es:

Quique notant, quique inveniunt, fraudumque magistri
et technarum, omnisque doli scelerumque satores
sartoresque mali . . . .

Saevus oder ferus heifst er den Leo, das Bild des Namens verwertend. Dann die Schlufsworte mit prächtigem Gegensatze:

. . . conflagret ab igni,
quo nunc innocuum petit impia Roma Lutherum.

So könnte man fast aus jedem Verse einzelne Beispiele für den bilderreichen und kunstvollen Ausdruck herbeibringen.

Aber, und das ist der Vorwurf, den wir dem sonst trefflichen Gedichte machen müssen, es ist durchaus humanistisch gedacht und empfunden, ja, man könnte fast sagen antik-heidnisch. Denn erstens sind viele einzelne Ausdrücke und Vorstellungen direkt der Mythologie und antiken Anschauung entlehnt. Da nennt er Rom die „Ausonia urbs"; er ruft Christus zu „tende supercilium frontis severae", offenbar die Augenbrauen des zürnenden Zeus. Ja, er nennt Christus sogar „tonans"! Christus mit dem Donnerkeil, ein uns überaus fremd anmutendes Bild! Und zum Schlusse sollen die „emissae furiae saevum Leonem repetere". Für Humanisten damaliger Zeit war dies alles keineswegs anstöfsig, — verwendet doch beispielsweise der fromme Oecolampadius als Titelbild für eine Predigt über die Auferstehung des Herrn und die Dreieinigkeit eine sehr drastische Darstellung der Verwandlung des Aktäon, — aber unverständlich und befremdend für den gemeinen Mann.

Noch befremdlicher aber als die Einzelheiten erscheint uns heute die ganze dichterische Fiktion des Inhaltes. Wenn es sich um Zeus oder Apollo handelte! Verkehrt nicht der Dichter mit Christus wie ein antiker Poet mit seinem Gott? Wird man nicht unwillkürlich an den Poseidon der Ilias erinnert, der zu den Aethiopen gereist ist und deshalb sich einige Zeit lang um die übrige Welt nicht kümmern kann? Schon der Gedanke, dafs Christus alles gleichgültig mit ansieht, dafs er der Aufforderung, ja der Belehrung durch den Dichter bedürfe, will uns nicht gefallen. Hutten verhandelt förmlich mit ihm, indem er immer neue Gründe für seine Aufforderungen herbeibringt. Welch ein Abstand zwischen einem Lutherschen Kirchenliede — etwa „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir" oder „Ein' feste Burg ist unser Gott" — und diesen Beweisen, dafs Christus eigentlich schon aus eigenem Interesse eingreifen müsse.

Darum eben ist nun auch das deutsche Gedicht ein ganz anderes geworden. Schrieb er Latein, dann konnte er nicht aus seiner Haut als Humanist heraus, dann mufsten die „flores elegantiarum" verwendet werden, schrieb er aber Deutsch, dann war er ein Deutscher der damaligen Zeit, sogar ein damals Moderner. Aller mythologische Aufputz fliegt über Bord, die Form überhaupt tritt völlig zurück, nur Inhalt ist das Losungswort.

Überschauen wir nunmehr die deutsche Version des Gedichtes.

Aus den 64 Hexametern sind 130 Verse geworden, doch ist dieser Unterschied noch der geringste. Die dichterische Fiktion ist völlig fallen gelassen, deshalb spricht er auch nicht im Futurum, sondern es heifst einfach: Also so weit ist es schon kommen, dafs man Luthers Schriften oder eigentlich Gottes Wort öffentlich verbrennt. So etwa heifst es bis V. 16 — von da ab aber

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

verläfst er den eigentlichen Plan schon und beginnt mit der Aufzählung der Mängel und Sünden des Papstes und seiner Anhänger. In wilder, regelloser Weise, unter mannichfachen Wiederholungen, die Vorwürfe aneinanderreihend setzt er dieses Sündenregister, das in den krassesten Farben dargestellt und wohl auch mehrfach tendenziös übertrieben ist, bis zum V. 72 fort. 27 Verse hintereinander beginnen in diesem Abschnitte mit „Hie“.

Dann wendet er sich an Gott, nicht an Christus, in Form eines Gebetes, Gott möge sich doch wieder „gemeyn“ machen, wie vor Zeiten. Von V. 76 an betet er für den Papst, dafs Gott seinen Sinn bekehren solle, damit er von seinen jetzigen tyrannischen und unchristlichen Sitten abliefse. Es folgt erneute Aufzählung von Vorwürfen gegen Leo bis V. 92.

Dann ruft er Gott von neuem an, dafs er sein Wort, die Bibel, schützen möge. Er solle nur betrachten, wie sein Vertreter hier auf Erden lebe — damit beginnt er wiederum in seiner Aufzählung fortzufahren, vielfach indem er schon Gesagtes wiederholt. V. 105 wiederholt er sein Gebet für den Papst, dafs Gott ihn zur Umkehr bewegen möge.

Endlich V. 108 kommt er auf Luther. Er klagt: So geht man mit seinen Schriften um, so behandelt man ihn selber, ungehört soll er verdammt werden. Daran schliefst sich ein Gebet für Luther, und V. 118 redet er denselben an: Dafs du so vergewaltigt wirst, ist mein gröfster Schmerz, doch sei getrost und halte aus in Geduld, bald mufs sich alles wenden.

Dann verspricht er ihm noch, Gut und Blut für die Sache der Reformation opfern zu wollen, und schliefst mit den Worten:

„Got wird es aber rechen baldt,
Vorwar du mir das glauben salt,
Dann er den grechten nie verliefs,
Da lafs dich auff, es ist gewifs.
Ich habs gewagt.“

Welch ein Abstand im ganzen Aufbau und der Durchführung im einzelnen. Wie geschlossen ist ersteres, während das deutsche völlig auseinander klafft. Im lateinischen ergiebt sich ein Abschnitt aus dem andern oder ist sonst mit ihm verknüpft, während hier nur alles lose aneinandergereiht ist und der eigentliche Zusammenhang mit der Verbrennung der Lutherischen Bücher oft ganz verschwindet. Im ersten findet wirklich eine Gegenüberstellung von Rom und Luther statt, und zwar vermittelt dadurch, dafs es heifst: hier, indem hier in Mainz die lutherischen Schriften von den Romanisten verbrannt werden, vergeht man sich gegen dich, Christus, gegen die Freiheit der Religion. Davon aber ist im deutschen wenig mehr zu merken. 26 mal wird zwar das „hie“ wiederholt, aber es ist keineswegs bestimmt zu erkennen, was darunter zu denken. Nur ganz allgemein etwa könnte man es so umschreiben: hier auf Erden unter der päpstlichen Mifswirtschaft. Wo sind ferner die kraftvollen Gegensätze zwischen Luther und Papst geblieben? Die eindringliche Anrufung und Warnung, die sich im lateinischen Gedichte an Christus wendet, ist durch ein schlichtes Gebet ersetzt. Die unserer Anschauung allerdings anstöfsigen Auffassungen, dafs Christus erwachen soll aus seinem Schlaf, oder zeigen, dafs er noch lebt, sind an einer Stelle durch die Bitte wiedergegeben, dafs Gott sich wieder „gemeyn“ machen möge. Dort verlangt er mit rhetorischer Pracht, dafs Christus mit eiserner Hand dazwischenfahren und seine Feinde zerschmettern, gegen den Papst sogar die Furien loslassen soll, und im späteren betet er um Erleuchtung des Papstes durch Gott; dieser möge ihn bessern und somit der ganzen Christenheit wieder zu Glück und Heil verhelfen. Wahrlich viel milder und christlicher gedacht, auch viel-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr im Sinne Luthers! Aber so viel milder er in seinen Forderungen, ebensoviel übertriebener und mafsloser ist er in seinen Anklagen. Kunstlos in überstürzender Hast und schier unerschöpflich beginnt er immer von neuem mit seinem „hie“.

Aber nicht nur im ganzen christlicher ist das zweite Gedicht, sondern auch die einzelnen heidnisch-mythologischen Bilder sind getilgt, wie das von den Furien, vom tonans Christus und andere, ja, sogar auch die anderen humanistischen Bilder und Ausdrucksweisen sind fallen gelassen, wie „insomnes noctes“ für „Bücher“, incendia rapient = hier wird vorprennt, ferat unda auxilinum piis; impius Ausonia dominatur ab urbe sacerdos = Papst.

Alle diese kühnen, oft neuen und malerischen Bilder, die sicher durchaus im Geschmacke seiner gelehrten Zeitgenossen waren, alle sind gefallen und verschwunden. Das eintönige „hie“ herrscht, und nur wenige, dem Volksmund geläufige sprichwörtliche Bilder sind verwertet, sonst ist das Ding immer ohne Umschreibung beim rechten Namen genannt.

Wir müssen zugeben, etwas mehr hätte er, wenn er gewollt, von all den dichterischen und rhetorischen Schönheiten in das Deutsche mit hinübernehmen können, aber er wollte eben nicht. Wir fragen deshalb: Wie sollte also das zweite Gedicht anders wirken, als das erste? Eine Stelle aus der „Endtschüldigung wyder etlicher unwarhafftiges aufsgeben u. s. w.“ (Böck, cp. II, p. 130). § 5 giebt uns die Antwort. Er sagt nämlich daselbst, er habe eine Klagschrift ausgehen und öffentlich anschlagen lassen, ebenso später (§ 9) in derselben Hitze noch einen zornigen Spruch; gemeint ist offenbar die Klage über den Brand und alsdann die Klag und Vormahnung. Und gerade zum öffentlichen Anschlagen pafste dieser zornige Spruch so, wie er ist. Denken wir uns nur hinein in solche Scene des damaligen Lebens. Um das angeschlagene Gedicht drängen sich, denn bereits hat der Geist der Reformation alle Schichten des Volkes in gewaltige Erregung versetzt, im bunten Gewirr Bauern und Bürger, Studenten und Magister, Pfaffen und Laien, bis endlich ein des Lesens Kundiger das Wort bekommt und mit lauter Stimme vorliest, die kurzen Verse zeilenweise oder höchstens zwei auf einmal hinausrufend, vom Toben und Geschrei der Menge oft unterbrochen, einzelne Zeilen vielleicht auf Wunsch wiederholend. Da waren die kurzen Verse am Platze, ebenso die vielen Schlagworte und drastischen Ausdrücke; da war keine Zeit zu feinen Anspielungen, da mufste alles frei herausgesagt sein, und mehr, als er sagt, liefs sich wohl kaum sagen. Es sollte eben nicht in der Studierstube genossen, sondern auf dem Markte verstanden werden. Und dann das beständige „hie“. Man kann ordentlich die Freude auf den erregten Gesichtern der den Geistlichen damals so feindlich gesinnten Bauern sehen, wenn es immer von neuem heifst: „hie übt der Pabst eyn unvorschampten bracht, hie wird zu recht unrecht gemacht u. s. w.“, als ob er gar nicht fertig werden könnte. Es ist eben soviel, dafs er darauf verzichten mufs, es in irgendwelche Form zu kleiden. Übergänge und Verbindungen würden noch viel eintöniger wirken. Ferner auch, wenn unter Beifallsgeschrei und Gegendemonstrationen einige Vorwürfe des Sündenregisters verloren gingen, das schadete nichts, wenn nur die meisten verstanden wurden. Ebenso brauchte er um den Zusammenhang nicht besorgt zu sein. Sobald der Vorleser mit seinem „hie“ anhob, dann waren auch die Hörer schon wieder orientiert.

Am Schlusse endlich wird er packender, aber auch in echt volkstümlicher Weise; er nennt Luther den lieben Bruder sein und spricht ihm Mut und Trost zu. Und wenn er nun gar durchblicken läfst, dafs er auch, wenn es sein müfste, bereit sei, mit dem Schwerte für ihn zu wirken, da werden wohl die Stimmen der Gegner, wenn sich dieselben nicht sehr stark fühlten, mehr und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

mehr verstummt sein, zumal das darunter gesetzte: „Ich habs gewagt“ leicht die Hörer zu ähnlichen Thaten des Wagemuts anspornen konnte.

Auch bei der Verdeutschung dieses seines Wahlspruches „alea est jacta“ sehen wir dieselbe charakteristische Veränderung vor sich gehen; alle klassisch-historischen Reminiscenzen an Cäsars Übergang über den Rubico sind weggelassen. Hätten doch die Bauern und Landsknechte dabei nur an doppeln und würfeln gedacht, und er vielleicht sogar seinen Feinden Gelegenheit dadurch gegeben, schlechte Witze über seinen Lebenswandel zu machen. Auch war ja hier nicht, wie in den Gesprächen, die Gelegenheit gegeben, durch Anmerkungen „zu dem Leser“ den tiefern Sinn des Wortes zu erklären.

Aus diesen Erwägungen etwa lassen sich die ihm vorgeworfenen Rauhheiten und sonstigen Mängel dieses Gedichtes erklären und verstehen. Freilich ein Gedicht ist es kaum noch, sondern nur, wie er selbst sagt, ein Spruch oder besser ein gereimtes Pamphlet, als solches aber höchst wirksam, wie die grimmige Feindschaft der Angegriffenen bewiesen hat.

Ein ähnlicher Unterschied, wie wir hier zwischen den beiden Fassungen des einen Gedichts nachzuweisen versucht haben, besteht auch, natürlich mutatis mutandis, zwischen seinen nunmehr folgenden ausschliefslich deutschen Gedichten und Abhandlungen einerseits und den in lateinischer Sprache geschriebenen Werken, namentlich denen der früheren Zeit. Diesen Unterschied aber für die besonderen Schriften im einzelnen nachzuweisen, würde den Rahmen dieser Arbeit überschreiten und auch nicht viel Neues mehr hinzubringen können, da alle wichtigen der späteren Schriften in deutscher Sprache fast ebendasselbe Thema behandeln, nur schon in viel abgeklärterer Form und etwas milderem Tone. Aber gerade diese Werke sind es, besonders die Klag und Vormahnung, in denen wir schon „ex ungue leonem“ zu erkennen glauben; doch sollte leider sein herrliches Talent, das sich eben erst losgerungen hatte von der lateinischen Fessel, nicht mehr zur vollen, freien Entfaltung kommen. Was hätte dieser Mann, der wie kein zweiter neben Luther berufen schien, sprachgewaltig und sprachbildend für unser liebes Deutsch zu wirken, noch für herrliche Werke schaffen können, wenn ihn nicht ein herbes Geschick in der Blüte der Jahre dahingerafft hätte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf